

HERDER-KORRESPONDENZ

Neuntes Heft - 4. Jahrgang - Juni 1950

Die geistig-sittliche Revolution wird ökonomisch fein oder gar nicht – Die ökonomische Revolution wird geistig-sittlich fein oder gar nicht.

Emmanuel Mounier

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

Kirchlicher Wohnungsbau in Deutschland

Wie der Nachrichtendienst des Deutschen Caritasverbandes mitteilt, wurden durch die Siedlungswerke derjenigen deutschen Diözesen, in denen die Notwendigkeit kirchlicher Mithilfe zum Wohnungsbau frühzeitig in die Tat umgesetzt werden konnte, bis zum Ende des Jahres 1949 insgesamt 2000 Wohnungen fertiggestellt. Außerdem konnten 1000 schwer beschädigte Altwohnungen bewohnbar gemacht werden. 700 ha Kirchenland wurden für die Neubauten bereitgestellt. Zum gleichen Termin lagen 1024 baureife Wohnungsprojekte für 1950 vor.

Diese Zahlen sind an und für sich nicht sehr eindrucksvoll. Sie stellen aber auch nur das erste, bescheidene Ergebnis eines Werkes dar, das von den deutschen Bischöfen mit steigendem Nachdruck gefördert wird. Die Bischofskonferenz hat Msgr. van der Velden, den Bischof von Aachen, der am schwersten zerstörten Gegend Deutschlands, zum Protektor der katholischen Siedlungswerke ernannt. Unter seiner Leitung arbeiten nunmehr in allen westdeutschen Bistümern kirchliche Siedlungs- bzw. Wohnbaugenossenschaften. In Nordrhein-Westfalen, Hessen und Rheinland-Pfalz haben sich mehrere Diözesen zu diesem Zweck zusammengeschlossen. Der „Katholische Siedlungsdienst“ in Frankfurt steht den Diözesanwerken als gemeinsame Planungs- und Beratungsstelle zur Verfügung.

In einigen Diözesen widmen sich neben den offiziellen kirchlichen Siedlungswerken auch die Standesgruppen der Katholischen Aktion mit Eifer und Erfolg der Propaganda und Mittelbeschaffung für den Wohnungsbau. Unter ihnen verdient das Männerwerk der Erzdiözese Freiburg besondere Erwähnung. Es hat bereits mehrere Jahre hindurch eine großzügig organisierte Wohnungsbausammlung durchgeführt und konnte eine beträchtliche Summe als Darlehen an Bauwillige verteilen, die nach Rückzahlung erneut ausgeliehen werden soll. Diese indirekte Bauhilfe muß bei der Bewertung der kirchlichen Siedlungstätigkeit ebenfalls in Anschlag kommen.

Bücherhilfe für die sowjetisch besetzte Zone

Zur Woche des deutschen Buches hat ein Ausschuß, dem u. a. Eugen Kogon und Ernst Tillich angehören, dazu aufgerufen, neben der materiellen Hilfe für die Menschen der Ostzone durch Lebensmittelpakete auch ihre geistige

und seelische Not nicht zu vergessen und durch Bücherpakete ihre Verbindung mit dem kulturellen Leben des „Westens“ lebendig zu halten.

„Die Not der deutschen Menschen“, so heißt es dort, „in der Ostzone besteht nicht nur im physischen Hunger und in der politischen Preisgabe an ein terroristisches System, sondern auch in der Abtrennung von den kulturellen Gütern des Abendlandes. . . Ein Drittel unseres Volkes ist einer totalitären Propaganda ausgeliefert, die mit bolschewistischen Schlagworten und russischer Literatur nicht nur die Zeitungen, sondern auch die Buchläden, Schulen, Volkshochschulen und Universitäten der Sowjetzone beherrscht. Die Menschen diesseits und jenseits des Eisernen Vorhanges sollen sich nicht mehr verstehen. Systematisch wird die deutsche Intelligenz im Osten von jeder Weiterbildung ausgeschlossen, soweit sie sich nicht zu Funktionären des Sowjetsystems erniedrigt. Die Menschen aber dort hungern nach den Kulturgütern des ‚Westens‘, die doch nichts anderes sind als die Schöpfungen ihrer Heimat und Zeugnisse Europas und der Welt.“

Schon einmal hat die Bevölkerung in Westdeutschland den Ruf ihrer Verwandten und Bekannten in der Ostzone erwidert und mit Lebensmittelpäckchen die größte Not gelindert. Diese Hilfe muß weitergehen. Daneben aber muß auch der geistige Hunger gestillt werden. Jedermann kann von privat an privat schöne Heimaterzählungen, moderne Romane oder wissenschaftliche Literatur verschicken, je nach dem Interesse, das er selbst und sein Freund in der Sowjetzone besitzt. Keine Zeitungen und keine politische Literatur, um den Empfänger nicht vor der Geheimpolizei zu belasten! Jedes unverfängliche Wort aus dem Westen aber ist bereits ein Gruß der Freiheit.“

Wir brauchen unsere Leser nicht besonders auf die Wichtigkeit dieses Anliegens hinzuweisen, möchten aber nicht verfehlen, sie dringend zu bitten, es zu ihrem eigenen Anliegen zu machen und auch in ihrem Kreise dahin zu wirken, daß sich möglichst viele ihrer Freunde und Bekannten an dieser Hilfe beteiligen.

Christlich-jüdische Zusammenarbeit

Als vom Sommer 1948 an in verschiedenen deutschen Städten „Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit“ begründet wurden (zuerst in München, dann auch in Stuttgart, Frankfurt, Offenbach, Wiesbaden und Berlin), regte sich die Frage, ob hier die besten Antriebe aus der Tiefe des Christen und Juden gemeinsamen Offenbarungsglaubens wirksam seien oder ob bloß ein nivellierender Humanismus

tarismus aus dem fernen Westen importiert werde. Schon der Münchener Kongreß der Gesellschaften im Frühling 1949 zeigte, vor allem an tiefgründigen Referaten von Professor *J. Schoeps*, Erlangen, und Professor *M. Schmaus*, München, daß die hier entstehende Bewegung den wirklichen Problemen durchaus nicht ausweichen wollte. (Vgl. den Tagungsbericht im Freiburger „Rundbrief zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk“ Nr. 4 und die Wiedergabe von Schmaus' Vortrag in der Vierteljahresschrift „Judaica“, (Zürich 1949.) Inzwischen haben einige weitere Veranstaltungen der Gesellschaften in Bayern und Hessen den Willen bezeugt, aus der echten Tiefe einer unleugbaren Problematik nun auch in die volle Breite fruchtbarer Praxis der Glaubensverkündigung und des Religionsunterrichts vorzustoßen. Wiederum in München hatte die dortige Gesellschaft für den 12. und 13. April evangelische, katholische und jüdische Seelsorger, Religionslehrer und religiös bestimmte Publizisten zu einer Tagung vereint, die sich über die Bekämpfung des Vorurteils in religiöser Jugendunterweisung, Erwachsenenbildung und Publizistik aussprachen. Soweit es sich um die Vorurteile zwischen den christlichen Konfessionen selbst handelte, wurde festgestellt, daß dieselben auf ein Mindestmaß zurückgegangen seien (gerade, soweit es ihre Verbreitung durch die Geistlichkeit selbst anlangt), so daß nur noch wenig zu tun bleibe, insbesondere Werbung für die entgiftende katholische Literatur über Luther bzw. evangelische Bücher über die Jesuiten. (H. Böhmer, L. Zarnke.) Als die eigentliche Aufgabe interkonfessioneller Befriedungsarbeit stellt sich jetzt und hier die zwischen Christen und Juden dar; speziell wurde gründlich diskutiert, was geschehen kann, um die Pasiongeschichte so darzustellen, daß bei den Kindern keine jüdenfeindlichen Affekte dadurch ausgelöst werden. Eine Resolution richtete die Bitte an Eltern, Lehrer und Geistlichkeit: „Helft uns vor allem der Jugend einzuprägen, wie tief katholisches und evangelisches Christentum in dem Gottesvolk des Alten Bundes und seinem religiösen Erbgut verwurzelt sind. Laßt euch nicht durch irgendwelche den einen oder andern verbitternde Einzelergebnisse von der Gewissenspflicht ablenken, jeder so, wie er kann, durch Werke der leiblichen oder geistlichen Barmherzigkeit wieder gutzumachen, was zwischen 1933 und 1945 in Deutschland und Europa an den Juden gesündigt worden ist.“

Es folgte die Tagung eines ganz kleinen christlich-jüdischen Kreises in Bamberg am 30. April und 1. Mai, woselbst entschlossen die besonders ernste Frage angegangen wurde: Wo zwingt jeden von uns sein Glaube, der in unsern Gesellschaften respektiert und nicht diskutiert werden soll, zu Aussagen über den andern, die kritisch sind — ohne doch verletzend sein zu sollen? Wo andererseits, wurde aber auch gefragt, hatten sich Aussagen übereinander eingebürgert, die nicht wirklich aus der Tiefe und dem Kern des geglaubten Überlieferungsgutes stammen, sondern nur als „Vorurteile“ anzusehn — und abzulegen sind?

Die erarbeiteten Antwortansätze dienten dann wieder als Unterlagen für die dritte und am breitesten angelegte unter den christlich-jüdischen Tagungen dieses Frühjahrs: In Bad Schwalbach bei Wiesbaden versammelten sich Theologen und Religionslehrer evangelischen und katholischen Glaubens zusammen mit Experten der Sozial-

psychologie und christlichen Müttern, die aus der Praxis häuslicher religiöser Unterweisung berichteten. Das Ordinariat Limburg war durch Professor Dr. *J. M. Nielen*, den katholischen Vorsitzenden des „Deutschen Koordinierungsrats der Christen und Juden“, vertreten, welcher gemeinsam mit dessen Berater in religiösen Angelegenheiten, Professor Dr. *Karl Thieme*, dem Vorsitzenden des Religionsausschusses im Koordinierungsrat, Pfarrer Dr. *Adolf Freudenberg*, und dem Vertreter des Kirchenpräsidenten Niemöller, Oberkirchenrat Dr. *Otto Fricke*, besonders starken Anteil an der theologischen Klärungsarbeit nahm, an der sich auch einige Professoren von St. Georgen, Professor *Arnold*, Tübingen, und als evangelischer Theologe mit großer Palästina-Erfahrung Professor *Heinz Kappes* beteiligten, sowie nicht zuletzt mit äußerst anregenden Beiträgen Pfarrer *H. Kroon*, Amsterdam, der Beauftragte der Niederländischen Reformierten Kirche für das Gespräch mit der Synagoge.

Neben der Theologie wurde auch die Sozialpsychologie nicht vernachlässigt: Professor Dr. *Theodor W. Adorno*, Frankfurt, referierte kritisch, aber nicht grundsätzlich ablehnend, über die Umfrage des Allensbacher Instituts für Demoskopie „Ist Deutschland antisemitisch?“, aus deren alarmierenden Ergebnissen einiges durch den NWDR bekannt geworden ist; mehrere Teilnehmerinnen brachten aus erster Hand Belege dafür, daß tatsächlich Religionsunterricht, der ohne größte Behutsamkeit in dieser Hinsicht gegeben wird, Judenfeindschaft hervorruft.

Aus Beratungen darüber, wie dem nun in der Praxis abzuhelpen sei, ging als erstes greifbares Ergebnis eine Neubearbeitung jener 10 Thesen hervor, die 1947 auf der vom „Internationalen Rat der Christen und Juden“ nach Seelisberg (Schweiz) einberufenen Dringlichkeitskonferenz von den dort versammelten christlichen Theologen angenommen worden waren. Sie wurden in Bad Schwalbach theologisch vertieft und exegetisch präzisiert, um so desto leichter die Billigung der berufenen Gremien und der für Gottes mündlich überliefertes und schriftlich aufgezeichnetes Wort hellhörigen Pfarrer und Lehrer zu finden, also auch die religiöse Unterweisung wirklich zu normieren.

Sie seien auch hier wiedergegeben, nicht ohne den Vorbehalt, daß trotz der intensiven Arbeit, die dahintersteht, an der Formulierung im einzelnen noch manches Wort verbesserungsbedürftig sein dürfte. Es wird ja auch weiter daran gearbeitet werden, wobei sich die Beobachtung immer neu bestätigen dürfte, daß evangelische und katholische Christen einander auch gegenseitig näherkommen, wenn sie sich so, wie es hier geschehen ist, um das rechte Verhältnis zu den getrennten Brüdern aus dem Alten Bundesvolke bemühen, eine Beobachtung, welche die Schwalbacher Tagung für so manchen Teilnehmer zu einem beglückenden ökumenischen Erlebnis gemacht hat.

*Thesen christlicher Lehrverkündigung
im Hinblick auf umlaufende Irrtümer über das Gottesvolk des Alten Bundes*

I. Ein und derselbe Gott spricht durch das Alte und das Neue Testament zu allen Menschen. Dieser einzige Gott ist der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Wo wir Christen nicht an diesen einzigen Gott glauben, da bekennen wir einen falschen Gott, selbst wenn wir ihn den Vater Jesu Christi nennen, wie es schon der Irrlehrer Marcion im 2. Jahrhundert getan hat.

II. Jesus ist aus dem Volke Israel von einer jüdischen Mutter geboren. Wenn wir Ihn Christus nennen, dann bekennen wir damit, daß wir durch Ihn als den Sohn Davids Erbanteil haben an der Erlösung, welche für Israel mit dem Kommen des Messias verbunden ist. So gewiß für unsern Glauben dieser erlösende Erfüller aller Verheißung in der Person jenes Jesus von Nazareth schon gekommen ist, so gewiß wird auch von uns Christen der Tag noch als künftiger erwartet, wo wir die offenbar werdende Vollendung schauen werden.

III. Die Kirche, die durch den Heiligen Geist begründet wird, besteht aus Juden und Heiden, welche in Christus miteinander versöhnt und zum Neuen Gottesvolk zusammengefügt werden. Wir dürfen nie vergessen, daß Juden einen wesentlichen Bestandteil dieser Kirche bilden, wie denn auch die Apostel und die ersten Zeugen Jesu Juden waren.

IV. Das vornehmste Gebot für jeden Christen, die Liebe zu Gott und zum Nächsten, ist schon im Alten Testament verkündigt und von Jesus bekräftigt, also für beide, Christen und Juden, gleich verbindlich, und zwar in allen menschlichen Beziehungen ohne jede Ausnahme.

V. Darum ist es Sünde, wenn man „die Juden“ biblischer und nachbiblischer Zeit „den Christen“ gegenüber herabsetzt, statt nur das Evangelium als Erfüllung des Gesetzes zu bekennen.

VI. Offenbarungswidrig ist es insbesondere, wenn die Feinde Jesu mit „den Juden“ gleichgesetzt werden, obwohl gerade der Evangelist, auf den sich dieser Sprachgebrauch stützt, Johannes, im einschlägigen Zusammenhang (7, 12f) unzweideutig nicht die Gesamtheit der jüdischen Menschen, auch nur in Jerusalem, meint, wenn er von „den Juden“ spricht, sondern ausschließlich die maßgebende Mehrheit der religiös-politisch bestimmenden Gremien (7, 48ff). Dementsprechend darf beim Erzählen der Passionsgeschichte nie von jener „großen Menge Volkes“ geschwiegen werden, die um Jesus trauerte (Luk. 23, 27) und nach seiner Kreuzigung sich „an die Brust schlagend umkehrte“ (Luk. 23, 48). Soweit Menschen urteilen dürfen, sind als schuldhaft in sehr verschiedenem Grade drei Verhaltensweisen von Zeitgenossen Jesu deutlich unterscheidbar:

1. Das Tun und Lassen der verhältnismäßig wenigen, welche irgendwie in seinen Prozeß verwickelt waren, angefangen von denen, die Urheber der Tötung des Herrn wurden, weil politischer Ehrgeiz oder religiöser Fanatismus sie trieb, bis zu den Amtspersonen oder Jüngern, die aus Feigheit versagten.

2. Die Entscheidung von Unzähligen, die sich nicht entschließen mochten, dem Auferstehungszeugnis der Apostel Jesu in Verbindung mit dem alttestamentlichen Schriftbeweis für seine Messianität mehr Glauben zu schenken als den Argumenten, die gegen einen wegen Gotteslästerung und Aufruhr Hingerichteten zu sprechen schienen.

3. Der Haß, mit dem viele Jesu Anhänger verfolgten und verleumdeten. (Wobei nicht zu vergessen ist, daß schon seit dem Mittelalter der getaufte Heide jüdischerseits als Anbeter des wahren Gottes anerkannt zu werden begonnen hat.)

VII. Was für Gottes Bundesverhältnis zu Israel die Kreuzigung Christi bedeutet, ist ein innerhalb der unverbrüchlichen Treue Gottes zu Seinem Volke verborgener Ratsschluß, den uns auch das Mittelstück des Römerbriefes

(Kap. 9—11) nur andeutungsweise enthüllt. Wie allenthalben in der Geschichte dieses Volkes, darf hier von Fluch nicht gesprochen werden. wo nicht erst recht der Segen bezeugt wird, den Gott letztlich Seinem Volke und mit ihm allen Völkern gewähren will und von dem sich nur ausschließt — nach Gen. 12, 3 — wer jenes Verheißungsträchtige Bundesverhältnis leichtfertig oder gar böswillig antastet. Für den Christen gilt überdies Christi Wort am Kreuz: „Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“. — Der Ruf einer verhetzten Menge: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!“ muß fürbittend gewendet werden, in dem Sinne, daß dieses Blut zuletzt die Erlösen möge, für die es zuerst vergossen wurde, darf aber nimmermehr mißbraucht werden, um die Vergießung jüdischen Blutes als eine Art gerechte Strafe hinzustellen, um so mehr, als die alte Christenheit auch jüdische Blutzeugen als Märtyrer verehrt hat.

VIII. Von „Verwerfung“ der Juden ist im Neuen Testament nur an einer Stelle (Röm. 11, 15) die Rede, woselbst ihr die künftige „Herzunahme“ des Alten Bundesvolkes zum Neuen und Ewigen ausdrücklich gegenübersteht. Es ist offenbarungswidrig, von dieser Doppel-Aussage nur die eine — vorübergehend gültige — Hälfte zu verkündigen, ohne gleichzeitig deren aufhebende Überwindung durch die andere — endgültige — zu erwähnen. Daß der Juden Ja zu Jesus als letztes Wort ihrer Geschichte von Gott verheißen ist, muß auch stets das letzte Wort christlicher Verkündigung von den Juden sein.

Initiative zu einer Familienbewegung in Österreich

Während es in den Ländern Westeuropas, besonders in Frankreich und in der Schweiz, erfolgreiche Bewegungen zum Schutz und zur Erneuerung der Familie gibt, erfährt dieses Anliegen in Österreich noch verhältnismäßig wenig Aufmerksamkeit und Förderung. Eine Familienbewegung steht erst in den Anfängen, und die Leistungen der Allgemeinheit für die wirtschaftliche Sicherung der Familie sind gering. Es ist zwar anzuerkennen, daß die Familie bei der Bemessung der Lohnsteuer begünstigt wird und daß seit dem 2. Lohnpreis-Abkommen vom Herbst 1948 die unselbständig Erwerbstätigen Kinderbeihilfen von derzeit Schilling 37 pro Kind und Monat erhalten. Doch ist dieser Betrag bei den heutigen Preisen ganz unzulänglich. Schlimmer aber als diese geringe finanzielle Hilfe ist die Abschätzigkeit, mit der man in breitesten Kreisen dem Familienvater begegnet und eine finanzielle Begünstigung der Familie als ein Unrecht an den Kinderlosen entrüftet zurückweist. Die wenigsten geben sich Rechenschaft darüber, daß ihre künftigen Pensionen und Renten in Wahrheit nicht aus ihren derzeitigen Sozialbeiträgen, sondern durch die künftige Arbeit jener geleistet werden, die jetzt im Kindes- und Jugendalter stehen.

Es ist klar, daß hier ein Anliegen höchster Dringlichkeit vorliegt, ein Anliegen, das auch die Katholische Aktion angeht. Nachdem diese schon zu wiederholten Malen die Forderung nach Schutz und Förderung der Familie in der Öffentlichkeit erhoben hatte — und dabei durch überaus instruktive Artikel in den katholischen Wochenzeitungen „Offenes Wort“ und „Volksbote“ unterstützt wurde —, veranstalteten die Katholische Männerbewegung, die Frauenbewegung und das Familienwerk der Erzdiözese Wien am 15. und 16. April in Wien eine Tagung, die sich ausschließlich mit den Fragen des Familienschutzes und der Familienerneuerung befaßte.

Das Referat des ersten Tages, „Bevölkerungsvermehrung und Volkswohlstand“, gehalten von Univ.-Prof. Dr. *Ferdinand Degenfeld-Schonburg*, hatte die wichtige Frage zu beantworten, ob sich eine Bevölkerungszunahme fördernd oder hemmend auf den Volkswohlstand auswirkt. Die unbestreitbare Tatsache, so führte der Vortragende aus, daß mehr Esser in der Familie eine wirtschaftliche Last für den Familienerhalter sind, dürfe nicht einfach auf die Volkswirtschaft übertragen werden. Denn mehr Menschen bedeuten ja auch mehr produzierende Hände. Nach der bisherigen geschichtlichen Erfahrung war es immer die größere Volkszahl, die die größere Nachfrage auslöste und damit die Maschinenarbeit lohnend machte (wobei allerdings auch die Wirkung von Seiten des Volkswohlstandes auf die Bevölkerungszunahme nicht übersehen werden darf). Das gilt freilich nur mit Einschränkungen: Man muß auch die richtigen Konsequenzen aus der Bevölkerungszunahme ziehen, d. h. zu modernen Wirtschaftsmethoden übergehen und eine Politik des Friedens und wirtschaftlichen Austausches verfolgen.

Der Geburtenrückgang unserer Zeit, der nun in eine absolute Verminderung der Bevölkerung überzugehen droht, ist auch wirtschaftlich gesehen eine große Gefahr, da die Wirtschaft auf wachsende Produktion eingestellt ist und es immer schwerer wird, durch die schwach vertretenen mittleren Jahrgänge die Überzahl der alten Leute zu erhalten.

Höhepunkt der Tagung war das Referat von Dr. *Jakob David* (Zürich), dem erfolgreichen Initiator der Familienbewegung in der Schweiz, der sein Thema „Die wirtschaftliche Sicherung der Familie“ zu einer Darstellung des gesamten Fragenkomplexes ausweitete.

Es geht in der Familienbewegung nicht einfach darum, dem Familienvater mehr Geld für seine Kinder zu geben, sondern die Familie als die Urzelle aller höher organisierten Gemeinschaften und als den Ort, wo die wesentlichen sittlichen Kräfte für ein gesundes Volks- und Staatsleben grundgelegt werden, zu erkennen und zu fördern.

Hier müssen wir nun feststellen, daß unser Familienideal nicht mehr dasselbe sein kann wie das vor hundert Jahren mit der absoluten Autorität des Vaters über Frau und Kinder. Die Familie muß ihre inneren Kräfte mobilisieren. Die Kinder werden nur dann im Kreis der Familie bleiben, wenn die Familie ein erlebter Wert ist.

Das zweite ist die wirtschaftliche Sicherung der Familie. Und hier müssen wir Katholiken eine Gewissensforschung anstellen. So wichtig die religiösen Ursachen des Familienverfalls sind, so dürfen wir doch nicht übersehen, daß die Familie auch einen Lebensraum braucht, um gedeihen zu können. Gerade eine jüngste Untersuchung über die Ehescheidungen in der Schweiz hat gezeigt, daß heute das soziale Milieu das Übergewicht gewonnen hat. Wir würden daher unsere Pflicht als Katholiken vernachlässigen, wenn wir der Familie diesen Lebensraum nicht verschafften.

Und hier ist die entscheidende Tatsache, daß das Prinzip des gleichen Lohnes für gleiche berufliche Leistung den Kinderreichen wirtschaftlich schwer benachteiligt und sozial deklariert. Er muß daher für seinen Dienst an der Allgemeinheit ein entsprechendes Zusatzeinkommen erhalten, damit er und seine Familie den annähernd gleichen Lebensstandard haben wie die Kinderlosen. Mit dieser Forderung ist das Prinzip der Lohnausgleichskassen aufgestellt, die in der Schweiz mit so großem Erfolg verwirklicht wurden. Der Bund beschloß ein Rahmengesetz, das

die Unternehmer zu Zahlungen an eine Ausgleichskasse (2% der Lohnsumme) verpflichtete, aber die Kassen selbst wurden auf privater Basis errichtet. Der Nutzen dieser Einrichtung zeigte sich sofort — trotz der unsicheren politischen Lage im zweiten Weltkrieg — in einer erheblichen Zunahme der Geburtenzahl. Derzeit bestehen in der Schweiz 14 solcher Ausgleichskassen, die jährlich 25 000 000 Franken auszahlen.

Zwei weitere Referate ergänzten das Thema der Familienerneuerung von Seiten der Pastoral und der Medizin. P. Prov. Dr. *Karl Sefelin* C. Ss. R., faßte sein Referat über „Die geistige Erneuerung der Familie“ in drei Forderungen zusammen: Ehe und Familie wieder sakral und sakramental zu sehen; das Sexuelle wirklichkeitsgemäß zu bewerten und naturtreu zu verwirklichen; das allgemeine Priestertum in der Familie wieder stärker zu aktivieren, damit die Familie wirklich eine „Kirche im kleinen“ ist.

Univ.-Doz. Dr. Dr. *Albert Niedermeyer* zeigte in seinem Referat „Sozialhygienische Gedanken zu der Enzyklika ‚Casti connubii‘“, daß die Forderungen der Kirche: Unauflöslichkeit der Ehe, Ablehnung empfängnisverhütender Mittel, Ablehnung der medizinischen und der sozialen Indikation sowie der Sterilisierung, auch einen ungeheuren, durch die Erfahrung bestätigten sozialhygienischen Wert haben.

Es folgte eine sehr lebhaft diskutierte Diskussion. Dabei wurden die außerordentliche große Not der kinderreichen Familie in Mittelstandskreisen zur Sprache gebracht und auf die geradezu ungläubliche Verständnislosigkeit breiterer Schichten hingewiesen, die in einer größeren Kinderzahl eine rein „private Angelegenheit“ sieht, mit der jeder allein fertig werden soll.

Zuletzt wurde eine Resolution besprochen, die einerseits die Notwendigkeit der inneren Erneuerung der Familie aus den religiös-sittlichen Kräften betont, andererseits aber mit größtem Nachdruck einen Lastenausgleich zugunsten der kinderreichen Familien fordert, und zwar durch Ausbau des bestehenden (aber unzulänglichen) Kinderbeihilfengesetzes. Ein Ausschuß wird die Arbeiten der Tagung weiterführen und sich um praktische Wege bemühen, um bei den öffentlichen Stellen und bei der öffentlichen Meinung das Anliegen der Familie zu fördern.

Bischof Rusch zeigt die Wirklichkeit auf Bischof Dr. Paul Rusch von Innsbruck hat kürzlich im Tiroler „Volksboten“ ein Bild unserer religiösen Lage gegeben, das sicher über Tirol hinaus Gültigkeit hat.

Soziologischer Querschnitt

Er gibt in „vier Querschnitten“ einen Eindruck von der Lage. Im „Soziologischen Querschnitt“ stellt er fest: daß allein der Bauer religiös geblieben sei, allerdings sei diese Religiosität „weithin eine Brauchtumsreligion, nicht eine Überzeugungsreligion“, von den Bürgern sei nur der Kleinbürger noch religiös. „Von den Großbürgern sind relativ wenige innerlich religiös, von den Intellektuellen auch nur Einzelne, nicht die Gesamtheit“. Die Schicht der Arbeiter wird vom Bischof als „in ihrer Mehrheit nicht kirchlich religiös“ bezeichnet.

Altersquerschnitt

Im Altersquerschnitt sagt Bischof Rusch über die Jugend: es sei „bei ihr eine große Gefährdungstufe festzustellen“. „Die Jugend hat die Einflüsse aus der NS-Zeit innerlich

weithin noch nicht überwunden. Das heißt natürlich nicht, daß sie dem NS-System irgendwie anhängen würde; sie kennt es vielfach nicht einmal hinreichend. Aber die Lokkerung in Glaube und Sitte, die in dieser NS-Zeit angebahnt wurde, ist haften geblieben. Desgleichen ist die Seele der Jugend in einem großen Prozentsatz von einer tiefen Enttäuschung tangiert, die einen den Eindruck haben läßt, daß man nicht mehr von einer richtigen Jugend, sondern nur von müden Erwachsenen sprechen kann.“

Intensitätsquerschnitt

Im dritten Querschnitt, den der Bischof „Intensitätsquerschnitt“ nennt, stellt er fest:

Auf dem Land gibt es einsatzbereite Ideenträger, sogenannte Aktivisten, fast gar nicht.

„Die frommen Christen unterscheiden sich von den Aktivisten noch sehr stark. Ob man die Zahl der Aktivisten auf dem Dorf mit ein Prozent angeben darf, ist mir nicht hinreichend sicher.“

„In den Städten sind die Verhältnisse etwas anders. Kleinstädte weisen durchschnittlich 50 Prozent an Praktizierenden auf; die Zahl der eifrigen Katholiken wird in Großstädten etwa 5 Prozent erreichen, wobei unter eifrigen Katholiken jene verstanden sind, die über das Vorgeschriebene hinaus auch Freiwilliges leisten, etwa in Sakramentenempfang, Caritasarbeit usw. Die Aktivisten sind durchschnittlich in unseren Städten in größerer Zahl zu finden als auf dem Dorf, manchmal erreichen sie schon 2 Prozent der Gesamtzahl. Hier zeichnet sich eine größere Möglichkeit ab.“

Einflußquerschnitt

Der wichtigste Querschnitt ist der vierte, der „Einflußquerschnitt“. Hier wird untersucht, welcher Einfluß von den Katholiken auf die Gesellschaft ausgeht. Der Bischof unterscheidet drei Gruppen:

Die Gruppe der „individualistischen Katholiken“, das ist die größte Gruppe. „Sie geht in die Kirche, aber in der Öffentlichkeit merkt man nichts davon, daß sie katholisch ist. So sind die meisten Katholiken in unseren Städten. Die Gruppe hat eine merkwürdige Unfähigkeit, ihre Überzeugung im außerkirchlichen Raum zum Ausdruck zu bringen. Eine gewisse Innerlichkeit ist ihr nicht abzuspüren, aber die Innerlichkeit ist nicht so stark, daß sie im beruflichen und öffentlichen Leben Zeugnis zu geben bereit wäre.“

Die zweite Gruppe ist die der milieugebundenen Katholiken, das sind hauptsächlich die Katholiken auf dem Lande. „Hier reicht ein gewisser Einfluß der Religiosität über die Kirche hinaus, in das Dorfleben hinein, in Sitte, Brauchtum und Festfeiern u. ä. Dieser Einfluß ist aber nicht dynamischer Natur, er ist vielmehr traditionsgebunden, manchmal auch schon auf absteigender Linie.“

Die dritte Gruppe wird dargestellt von der Elite oder von den Aktivisten (was das gleiche ist). „Diese Gruppe hat es erfaßt, daß es entscheidend darum geht, daß das Ethos des Christentums wieder die führende Geistesmacht der Welt wird. Sie setzt sich also in ihrem beruflichen und in ihrem öffentlichen Leben immer und überall für ihre Überzeugung ein. Von ihr beginnt daher auch ein bescheidener Einfluß auf das Leben des Volkes auszugehen.“

Folgerungen

Aus den vier Querschnitten zieht Bischof Rusch den Schluß, daß die zwei größten Probleme der Seelsorge in der Jugend und in der Arbeiterschaft liegen. Diese beiden

Gruppen seien „der Kirche und dem Christentum am meisten entfremdet“. Es ist in Deutschland nicht anders. Auch hier sind es diese beiden Gruppen, die die meisten Abständigen und Unansprechbaren zählen.

Die zwei großen Möglichkeiten für die christliche Zukunft sieht der Bischof in der „Gewinnung der Kinder“ und in der „Ausweitung einer führenden Elite“. Hier sei der stärkste Einsatz notwendig.

Was ist am dringlichsten?

Wie l'Essor (16. 4. 50) berichtet, teilte der Bischof von Lourdes, Msgr. Théas, nach seiner Rückkehr aus Rom seinen Diözesanen folgendes mit: Am Ende der Audienz fragte ich den Heiligen Vater, ob er mir noch eine Direktive geben würde. Seine Antwort kam so spontan, als ob sie ihm auf den Lippen gelegen hätte. „Die Bildung im Glauben ist in Frankreich augenblicklich am notwendigsten. Priester und Gläubige müssen sich mit der authentischen Lehre der Kirche nähren, um ihren Glauben zu stärken und so vielen Systemen, die in Mode sind und der Offenbarung widersprechen, Widerstand zu leisten.“ Eine Stunde zuvor hatte mir Msgr. Ottaviani, der Assessor des Hl. Offiziums, dasselbe empfohlen. Wir müssen also, schließt der Bischof, den ersten Platz dem Apostolat der Lehre einräumen. Ein erleuchteter, glühender, strahlender Glaube ist Voraussetzung für christliches Leben, sittliche Erneuerung und erfolgreiche katholische Aktion.

Das Memorandum der Vereinten Nationen zur Geburtenkontrolle

Generalsekretär Trygve Lie hat der Bevölkerungskommission des Wirtschafts- und Sozialrates der Vereinten Nationen ein Memorandum zugeleitet, in dem der Nachweis versucht wird, die stetig steigende Geburtenrate gefährde die Wirksamkeit der Hilfe, die den wirtschaftlich zurückgebliebenen Gebieten seitens der Vereinten Nationen geleistet werden soll.

„Osservatore Romano“ (24. 4. 50) sprach zu diesem Memorandum das Bedauern aus, daß das Bevölkerungsproblem darin gar nicht von seiner religiösen und sittlichen Seite aus gewürdigt worden sei. Die Mittel, die man zu seiner Lösung vorschlägt, dürfen nicht „dem Glauben und der religiösen Lehre widersprechen“. Wenn man nur von den wirtschaftlichen Schwierigkeiten des Augenblicks ausgeht, wählt man eine kurzsichtige Lösung für den Augenblick, die auf die Dauer unerwünschte Folgen nach sich ziehen wird.

Das vatikanische Blatt macht darauf aufmerksam, daß die in dem Memorandum vorgeschlagene Lösung nicht nur ein theoretischer Versuch ist, sondern daß die Vereinten Nationen in gewissen überbevölkerten Gebieten, so in Indien und Pakistan, bereits eifrige Propaganda in diesem Sinne entfalten und mit suggestiven Parolen, wie „Familienglück“ und „nationaler Wohlstand“, den Glauben und die Sitten dieser Völker untergraben. Unter der Tarnung mit dem Wort „Kultur“ werde tatsächlich nichts anderes verbreitet als ein „atheistischer Materialismus“. (Vgl. auch Herder-Korrespondenz Jg. 4, H. 7, S. 305 und H. 8, S. 349)

Selbsthilfe im spanischen Wohnungsbau

Das Problem des Wohnungsbaus ist, wie die Erfahrung aller Länder zeigt, privatwirtschaftlich nicht zu lösen, die Schwierigkeiten liegen auf der Hand: Mangel an Investierungskapital und unzureichende Rentabilität sind die Haupthinder-

nisse. Immer mehr aber zeigt sich auch, daß in dem Faktor der Selbsthilfe eine Kapitalreserve verborgen ist, die, wenn sie zu mobilisieren ist, einen wesentlichen Beitrag zur Lösung des Problems leisten kann. Diese Mobilisierung ist im wesentlichen eine sittliche Aufgabe, hier hat gerade die Mitwirkung der Kirche und der religiösen Gemeinschaften einen weiten Spielraum. Diese Aufgabe wird allmählich überall begriffen; wir entnehmen der Zeitschrift „Fomento Social“ (IV. 16) ein spanisches lehrreiches Beispiel dafür.

In Salamanca, der ersten und vornehmsten Universitätsstadt Spaniens, liegt im Nordosten der Stadt ein ausgesprochenes Elendsviertel. 6000 Menschen, Arbeiter mit ihren Familien, hausen in erbärmlichen Baracken und Hütten, recht notdürftigen Quartieren, gebaut aus den Abfällen der Schieferbrüche, nach denen das Viertel benannt ist. Christliche Wohlfahrt hatte dort viel Gutes gewirkt, aber die Gesamtlage nicht ändern können. Manche Bemühungen, selbst mit staatlicher Hilfe, schlugen fehl. Endlich fand sich die segensreiche Lösung: Man errichtet ein neues Stadtviertel, baut systematisch auf der Basis einer persönlichen Beleihung der am Bau mitschaffenden Arbeiter und späteren Wohnungsinhaber.

118 Häuser sind beim ersten Unternehmen vorgesehen, 118 Arbeiter wirken gruppenweise am Bau mit. Unter der Beteiligung von Fachleuten und Männern von öffentlichem Ansehen wurde ein Schutzverband errichtet (*Patronato de Nuestra Señora del Carmen*), dem der Oberbürgermeister der Stadt ehrenhalber vorsteht, während der 1. Bürgermeister die wirkliche Verantwortung trägt. Der Pfarrer des Elendsviertels Pizarrales wurde zum Sekretär des Patronats gewählt. Höhere technische Beamte der Stadt, einflußreiche Unternehmer sind mit bestimmten Aufgaben betraut. Die Stadtverwaltung ist somit am Bau wesentlich beteiligt, jedoch gehört auch ein Arbeiter als Vertreter des bauenden Viertels zum Patronatsausschuß. Der Schutzverband und die staatliche oberste gemeinnützige Baubehörde (*Instituto Nacional de Vivienda*) erhielten von der städtischen Verwaltung alle Vollmachten übertragen. Die Stadt stellte die Bauplätze und kam für die Straßen- und Kanalisationsanlagen auf. Die Arbeiter geben ihre Arbeitskraft her, die ihnen auf 40 % des Gesamtwertes ihres Siedlerhauses angerechnet wird. Die übrigen 60 % der Kosten nimmt das staatliche Bauinstitut auf sich, wobei es 20 % des Betrages (als Staatszuschuß) abschreibt, somit auf Rückzahlung von nur 40 % der Baukosten besteht. Der Arbeiter hat 20 Jahre hindurch monatlich 20 Peseten zu erstatten (schätzungsweise rund 5—10 % seines Monatseinkommens), wenn er nicht die günstig gebotene Gelegenheit ergreift, diese Pflichten durch Extraarbeiten abzukürzen, bzw. abzugelten. Vornehmlich jene Arbeiter, deren Eigentumserwerb bereits am weitesten gediehen ist, werden sich die Gelegenheit, durch Arbeit für die Gemeinschaft ihre Schulden abzulösen, nicht entgehen lassen. Sie können ihre Rückzahlung abkürzen durch Mitarbeit beim Bau des Marktes, der Kirche, der Kanalisation usw., d. h. durch freiwillige Überstunden und Ganztagsarbeit. Während der jahreszeitlich bedingten Betriebsruhe können sich manche ganz ohne Geldaufwendungen ihr Haus verdienen. Gegenwärtig wird nur außerhalb der hauptberuflichen Arbeitszeit an den Häusern geschafft: in den Morgenstunden, häufiger nach Feierabend. Kirchliche und staatliche Behörden genehmigten auch Sonntagsarbeit nach dem Besuch der Messe. Am St. Josephsfest wurde im März 1949 mit dem

Hausbau begonnen und dieser tagtäglich ab 19 Uhr fortgesetzt, in der sommerlichen Trockenperiode, die viele unfreiwillige Betriebsarbeitspausen brachte, besonders intensiv. Je 8 Arbeiter vereinigen sich zu einem Bautrupps, der die Einrichtung eines Blockes von 8 Häusern als Aufgabe hat. Der Vorarbeiter untersteht dem Arbeitseinsatzleiter des Schutzverbandes. Dem Vorarbeiter des Bautrupps stehen noch zwei Stellvertreter zur Seite, ferner hat er vier Handlanger unter sich. Diesen sieben Mann obliegt die Errichtung von acht Häusern, d. h. eines für jeden von ihnen und das achte für einen Facharbeiter wie Maler, Schreiner, Elektriker, Glaser etc. Diese sind keinem Trupp zugeteilt, bekommen aber ebenfalls ihr Siedlungshaus. Um von vorneherein Unstimmigkeiten auszuschließen, bediente sich der für das Selbsthilfeeunternehmen hauptverantwortliche Pfarrer der Siedlung des Loses, sowohl wenn es gilt, die Vorarbeiter zu bestimmen, wie auch den Bauplatz zuzuweisen und endlich das fertige Haus zu vergeben. Letzteres geschieht erst nach Fertigstellung eines Achterblockes, damit bis zum Schluß mit gleichem Eifer gebaut wird.

Noch gegen Ende der Republik hatte das Stadtviertel Pizarrales den Ruf einer Domäne des Marxismus. Die ersten willigen Siedler hatten es nicht leicht unter ihren Umwohnern. Mancher trat wieder zurück, dennoch kamen zu guter Letzt genügend Leute für den Baubeginn herbei. Die Begeisterung nahm immer mehr zu, auch in der Stadt Salamanca. Manche Firmen stellten unentgeltlich Fahrzeuge zur Verfügung, andere wieder gestatteten ihren Betriebsangehörigen schon vor Feierabend auf die Baustelle zu gehen. Der eigentliche Grund für diesen Erfolg liegt ähnlich wie beim gleichzeitigen Beispiel von Cordova. Dort konnte sich der Bischof beim Aufbau des Stadtviertels zur „Heiligen Familie“ auf einige selbstlose befähigte Fachleute stützen. In Salamanca gibt es ebenfalls zuverlässige „Schlüsselmänner“: soziale Laienapostel mit technischem Geschick und wirtschaftlichem Einfluß bei ihren Mitbürgern; einen Pfarrer, der sich um mehr kümmert als um die Besucher seiner kleinen Kirche; einen Arbeitseinsatzleiter mit überdurchschnittlichem Organisations-talent und Verständnis für den angehenden Siedler; einen Ziegeleibesitzer, der aus seinem Musterbetrieb das neue Viertel vorzugsweise und ohne eigenen Vorteil beliefert. Bei einer solchen glücklichen Begegnung der richtigen Leute gelang sogar das Wunder, den Kostenvoranschlag von 300 000 Peseten je Haus zu unterbieten, wodurch die Beendigung des Gesamtplanes für Pizarrales jetzt schon als gesichert gelten darf. Als gemeinschaftliche Krönung des Wohnviertelumbaus stehen noch eine klösterliche Mädchen-Haushaltungsschule, ferner eine Lehrwerkstätte der Salesianer auf dem Plan.

In Rennes wurde gehandelt

Durch die zufällige Mitteilung eines Teilnehmers auf einer Tagung in Paris wurde das folgende schöne Beispiel katholischer Tat aus Rennes bekannt. Wie überall herrscht dort Wohnungsnot. Man seufzte, kritisierte, redete und unternahm nicht sehr viel. Verschiedene Versuche blieben stecken. Ein Wohnungsbauausschuß plante. Behörden wälzten Akten und verfaßten Bestimmungen. Die Wohnungslosen blieben weiter ohne Wohnung.

Da machte vor nun zwei Jahren ein Pfarrangehöriger von St. Stephan seine Vinzenzgruppe mobil, indem er das

Elend handgreiflich schilderte. Man beschloß, Wohnungen zu bauen, ein auf den ersten Blick chimärisches Projekt. Man hatte nur die eigene Hartnäckigkeit zur Verfügung, mit der nun alle bearbeitet wurden, bei denen man etwas guten Willen vermutete. Nach sechs Monaten standen bereits fünf Dreizimmerwohnungen.

Nun faßten alle pfarrlichen Vereinigungen der Stadt Feuer. Sie bildeten eine Zweckgemeinschaft. Jeder steuerte etwas bei, der eine Arbeit, der andere Geld, der dritte Material. Man sah ehrenwerte Bürger Ziegel streichen, Kaufleute den Maurer spielen, Unternehmer ihre Belegschaft beurlauben. Es wurde aus der Sache eine Volksbewegung, die weit über die katholischen Kreise hinaus die Stadt erfaßte. Vor allem waren die Geschäftsleute gezwungen, sich dieser Bewegung zu fügen. Eine Firma stellte Fahrzeuge, eine andere von der Baustoffindustrie gab eine Tagesproduktion, und so beteiligte sich eine große Anzahl von Geschäften schon aus Prestigegründen. Zur Zeit hat das Werk 30 Häuser zu je 4 Zimmern im Bau. Sie können, dank den vielen freiwilligen Beiträgen, für die unglaublich niedrige Summe von 200 000 Franken als Eigenheime an die bedürftigsten Wohnungssuchenden der Stadt vergeben werden, die ohne Rücksicht auf Konfession und Partei ausgesucht werden.

Caritas als Gesellschaftsprinzip. Tagung der Katholischen Werke Frankreichs

„Die Caritas ist unentbehrlich, weil nur sie verhindert, daß die Dienstleistungen (aus denen sich Gesellschaft aufbaut) zur Bürokratie ohne Seele entarten.“

Mit diesem Satz aus der Schlußresolution des 65. Jahreskongresses der Vereinigung der Katholischen Werke in Frankreich, der Mitte April in Lyon abgehalten wurde, ist die Pointe bezeichnet, die den Verhandlungen Aktualität gab. „Caritas ist dem Menschen unserer Tage ein Greuel geworden“, heißt es in der gleichen Resolution. Da hat man beim Namen genannt, was diejenigen denken, die von Christen enttäuscht wurden. Innerhalb unserer eigenen Reihen ist Caritas nicht gerade ein Greuel. Aber sie ist öfters ein Schlagwort, und wenn darüber gesprochen wird, hat man zuweilen das Empfinden, daß eine Platte abläuft, die schon oft gespielt wurde. Man fragt sich deshalb gespannt, ob die Lyoner Tagung etwas über die Realität der Caritas zutage gebracht hat.

Der Kongreß hatte das Thema: „Die Kirche, Erzieherin zur Caritas.“ Es waren etwa 3000 Vertreter aller Einrichtungen und Vereinigungen des katholischen Frankreich erschienen, leider verhältnismäßig wenig Laien. Papst Pius XII. hatte durch Unterstaatssekretär Montini ein Begrüßungsschreiben gesandt, dessen wesentlicher Inhalt in die Schlußresolution aufgenommen wurde und in diesem Zusammenhang unten wiedergegeben ist. Wir müssen uns darauf beschränken, über zwei der wichtigsten Vorträge zu berichten, wichtig in dem Sinne, daß in ihnen die Berührungspunkte zwischen Caritas und gesellschaftlicher Wirklichkeit am deutlichsten in Erscheinung traten.

Gibt es in unserer Gesellschaft Caritas?

Im ersten dieser Vorträge sprach Joseph Folliet über „Die Caritas in der modernen Welt“. Er zeigte den Weg auf, den die Caritas nach Verlust ihrer Grundlage in Gott während der Neuzeit durchlaufen hat. Dieser Weg führt über den philanthropischen Humanismus des 18. Jahrhunderts und die Wohltätigkeit paternalistischer Prägung im Frühkapitalismus des 19. Jahrhunderts schließlich zur

Indifferenz gegen das Persönliche im Mitmenschen und zu seiner Überantwortung an den Wohlfahrtsstaat, die unserem Jahrhundert eigen ist. Unsere gesellschaftlichen Institutionen gehen nicht mehr mit Menschen um, sondern mit Fällen einer Kategorie, mit Nummern einer Serie.

Kennzeichen dafür sind die vielen „Fälle“, die Skandale, in denen Schicksale von einer caritativen Bürokratie vergewaltigt werden: die Fragebogencaritas, die Witwe, die von einer Behörde zur andern geschickt wird, der Mann, der überfahren worden ist und verbluten kann, ehe das „zuständige Krankenhaus“ gefunden ist. Dies sind die Fälle, die die Zeitungen „mit einer nicht immer kristallinen Lauterkeit“ aufgreifen. Hinter ihnen stehen tausende weniger offensichtliche, aber dafür alltägliche Skandale. „Sie beweisen, daß allzu häufig die Verwaltung — die schließlich aus Funktionären, d. h., wie ich voraussetzen möchte, aus menschlichen Personen besteht — ohne Caritas, ja sogar ohne jede Innerlichkeit ist, daß sie Menschen als Abstrakta behandelt . . ., als Sachen.“ Davon geht die gesellschaftliche Wirkung aus, daß die Menschen ebenfalls sich als Nummern betrachten, sich selbst und die anderen. Nur die Caritas vermag aus der völlig amorphen Masse der Nummern oder aus der eingeteilten Masse, eingeteilt in Nationalitäten, Sozialverbände, Parteien, jetzt noch den Menschen als einzelnen, und im Augenblick einzigen, herauszuheben.

Die Bourgeoisie und das Recht

Mit der Persönlichkeit ist ferner aus dem heutigen Gesellschaftsbild verschwunden die Unentgeltlichkeit, die Hingabe, die Großzügigkeit, das, „was der Bürger, der in uns schläft, als Übertreibung bezeichnet“. Die Bourgeoisie ist „die Juristen- und Legistenklasse par excellence“. Sie hat aus dem ethischen „Maß“, dem jede Tugend unterliegt, die Meßbarkeit aller Werte durch Geld entwickelt, hat die Gegenseitigkeit, der alle menschlichen Beziehungen, und darum auch die Liebe unterliegen, vereinseitigt zur minutiösen Gegenseitigkeit der Tauschgerechtigkeit. Ihr Symbol ist die Bilanz. Soziale Beziehungen werden heutzutage nur in der Kategorie des Rechts gedacht. Es fehlt uns die schiedsrichterliche Macht, die über den Rechtsbeziehungen thront. Ihrer bedarf der Mensch, weil das Recht allein ihn gegen Wände wirft. Der Aussätzige braucht nicht nur die Pflege des Spitals, er braucht den Kuß des Franz von Assisi.

„Eine Gesellschaft, die auf das Recht reduziert ist ohne die Liebe, wird mathematisch, abstrakt, für einen Lebendigen unbewohnbar. Um so mehr, wenn dies Recht das der Tauschgerechtigkeit ist, die Tauschfähigkeit und Gleichheit voraussetzt. Was wird aus dem, der nichts zu tauschen hat? Er muß allein leiden, als hätte er die Pest, muß allein sterben, als wäre er verfeimt, oder er muß zu der abstrakten und körperlosen Hilfe flüchten, die wohl unterstützt, aber nicht erkennt.“ So werden die volkreichsten Städte zu einsamen Wüsten, in denen hinter kühlen Fassaden die Wut in den Herzen kocht.

Dieses Denken hat die Innenwelt der Menschen derart zersetzt, daß sogar aus den natürlichen Gemeinschaften Stätten der Reibung oder der Zweckverbindung geworden sind, Verbindungen des Kollektivegoismus oder Märkte der Bedürfnisbefriedigung. Selbst die Kirche ist nicht davon verschont geblieben, von vielen nur noch als Maklerbüro für die göttlichen Geschäfte gesehen zu werden. Wie Otto von Horvath und Koestler ihn gezeichnet haben, schaut dieser Mensch mit toten Augen in die Welt.

Worauf kommt es an?

Worauf kommt es also an? „Die persönlichen Verbindungen zu vervielfältigen.“ Auch der Massenmensch ist ihrer fähig und kann dafür erweckt werden. Er hat geradezu „einen schmerzlichen Durst, zum Mittelpunkt persönlicher Beziehungen zu werden.“ Von der heutigen gesellschaftlichen Lage her gesehen, „drängt sich (die Liebe) mit besonderer Dringlichkeit allen denen auf, die Befehlsgewalt, Verwaltungs- oder Organisationsbefugnis haben und über den Regeln das Leben sehen müssen, das über ihren Rand läuft . . .“

Und ferner: Weil die allgemeine Entwicklung der sozialen Strukturen zum „Gigantismus“ drängt, werden die kleinen Gruppen, die „équipes“, die dem Menschen auf den Leib geschnitten sind, zur Zuflucht der Persönlichkeit. „Das Drama der modernen Welt und des Apostolates in ihr ist dies: weil man zu viele Dinge und Menschen liebt und diese Liebe in Aktivität beweisen will, hat man am Ende nicht mehr Zeit, einen einzigen zu lieben, angefangen beim nächsten Nächsten.“ Es ist die Dialektik der Welt, die Gott verloren hat: sie bannt die Liebe in Begriffe und ruft nach ihr durch ihre ganze Existenz. Ein Punkt, von dem es einen rapiden Weg nach oben und nach unten gibt.

Überholte Vaterallüren

In einem andern Vortrag sprach der Rektor der katholischen Universität Lille, Msgr. Glorieux, über die Wandlung: „Von der Wohltätigkeit zur Gegenseitigkeit“. Die Wohltätigkeit alten Stiles, die mit dem Gepräge väterlichen Wohlwollens auftrat, wird vom heutigen Menschen, insbesondere vom Arbeiter, innerlich abgelehnt. Wirkliche Vaterschaft muß denn auch bereit sein, das betreute Kind in die Mündigkeit zu entlassen, ja es dahin zu führen. Auf's Soziale übertragen, steckte im Paternalismus häufig mangelhafte Einfühlung, Unverständnis gegenüber dem wirklichen Problem, manchmal auch Herrschsucht und geheime Verachtung des andern, immer eine konservative Tendenz zur Bewahrung des gegenwärtigen Zustandes. „Jetzt aber stehen wir in einem Augenblick der Geschichte, da die Menschheit in einer Reifekrise lebt, die sehr schnell vor sich geht.“ Die Caritas muß mit der Mündigkeit ihres Gegenüber rechnen.

Das Evangelium hüllt christliche Caritas in das Bild vom Bruder, — nicht vom Vater. Damit ist gesagt, daß die Menschen sich als gleiche gegenüberstehen, daß es ein Überordnungsverhältnis zwischen Menschen als solchen im Rahmen christlicher Anthropologie nicht gibt. Autorität über den Menschen als Menschen ist nur als Stellvertretung Gottes möglich. Soweit sie innerhalb des rein zwischenmenschlichen Bereiches notwendig wird; im Berufsleben zum Beispiel, erstreckt sie sich nur auf die berufliche Funktion, nicht aber auf das persönliche Gebiet. „Ihr habt nur einen Vater, im Himmel. Ihr alle seid Brüder.“ Caritas ist deshalb wesensgemäß nicht väterliche Wohltätigkeit, sondern brüderliche Unterstützung, die brüderlich danach strebt, den Bruder auf das Niveau zu heben, auf dem man selber steht. Angewandt bedeutet dies, daß Caritas nicht so sehr bewahren und geben soll, als vielmehr die im andern schlummernden Möglichkeiten entbinden, ihn selbständig machen. Wichtiger als das Almosen ist die Empfehlung, die Fürsprache, der praktische Rat, der den andern emporhebt, statt ihn zu demütigen. Ferner wird die brüderliche Caritas alles tun, die Freiheit

und Persönlichkeit des andern zu respektieren. Sie darf weder von einer entwürdigenden Kontrolle des Betreuten noch von Bevormundung begleitet sein. Auch die katholischen Caritaswerke zeigen mitunter schon in der Ausdrucksweise „unsere Kranken“, „unsere Armen“, daß sie nicht ganz frei sind von paternalistischen Anwandlungen, die zumal dann sehr abstoßen können, wenn sie in eine religiöse Indiskretion ausarten oder gar wirklich die Caritas in den Dienst missionarischer Absichten stellen, die gut gemeint sein mögen, aber die Ordnung der Dinge umkehren. Caritas ist zwecklos! Sie trägt Sinn und Zweck in sich. Paternalismus, sagt Msgr. Glorieux, ist die Vorstufe des Klerikalismus und der erzeugt notwendig Antiklerikalismus.

Der Redner vermutete, daß manche seiner Formulierungen vielleicht als „abweichend von den herkömmlichen Lehren“ aufgefaßt werden könnten. Darum berief er sich auf Augustinus. „Du reichst dem Hungrigen Brot; es ginge besser, wenn niemand Hunger hätte und wenn du es keinem zu reichen brauchtest . . . Reiner ist die Liebe, die du einem Glücklichen schenkst, den du in nichts verpflichten kannst . . . Denn wenn du einen Unglücklichen verpflichtest, vielleicht möchtest du dich vor ihm erheben und willst, daß er unter dir sei, er, der es dir ermöglicht hat, daß du Gutes tun kannst . . . Wünsche, er möge dir ebenbürtig sein: möget ihr beide euch dem unterwerfen, der niemandem gegenüber verpflichtet ist.“

Resolutionen

Die von den anwesenden Bischöfen autorisierten Resolutionen des Kongresses schlossen sich an die dreifache Weisung an, die das päpstliche Schreiben dem Kongreß vorlegte. Msgr. Montini hatte zuerst davon gesprochen, daß das Zeugnis der Caritas „in den Beziehungen zwischen den zahlreichen Zweigen des katholischen Apostolates“ erbracht werden müsse. Der Kongreß antwortete darauf mit dem Vorsatz, alle Gruppen und Personen seien zu einer „action concertée“ entschlossen, und „man lasse die Verschiedenheit gelten, um sich in der gegenseitigen Ergänzung zu lieben“.

Ferner sagt der Papst, daß „im Innern jeder Bewegung die Liebe die stets unerschöpfliche und belebende Quelle der Aktivität der Söhne der Kirche sein muß; daß man in ihrem Lichte ununterbrochen den Wert unserer christlichen Tätigkeit prüfen muß; daß keine Lösung eines seelsorglichen Problems ihre übernatürliche Wirkung behalten kann, wenn die göttliche Liebe aufhört, sie zu inspirieren.“ Der Kongreß zog daraus den Schluß, daß „der Kontakt mit der göttlichen Quelle“ durch die Schrift, die Einkehr, die Seelenführung, die Sakramente und die Liturgie als Grundlage des Apostolates in der Caritas gewürdigt werden soll. Nur der Apostel, der aus Gott lebt, wird davor bewahrt, eine „falsche Note“ in seine soziale Tätigkeit zu bringen und den Respekt zu vergessen, den er dem Nächsten und den Nächsten in seiner Gruppe und in dem Milieu, dem seine Gruppe dienen will, schuldig ist. Dies war der Grund, warum die übrigbleibende „Karikatur von Liebe“ vielen Menschen ein Greuel wurde. Verlor sie die Seele, dann entartete sie allemal zur Bürokratie.

Endlich verlangt der Papst, daß „die katholischen Werke weithin vor der Welt das Zeugnis ablegen, welches die Kirche, auf die sie sich berufen, in sich selbst darstellt, die in ihrer Lehre wie in ihrem Kult eine Schule der Liebe ist. Damit die Strahlung aller wohltätigen Unternehmungen,

der geistlichen wie der zeitlichen, so rein, so leuchtend sei, daß sie jeden Menschen guten Willens anregt, jenseits dieser Unternehmungen das Mysterium der Liebe zu ahnen, aus dem die Kirche geboren ist und das sie nicht aufhört auszudrücken und zu lehren.“ Sehr schön antwortet darauf die Resolution, daß man trachten müsse, vom „Tun der Caritas“ zum „Leben in der Caritas“ emporzusteigen. Denn die Liebe kann nicht in einzelnen Akten Bestand haben, sie ist nur gesichert als Teilnahme, in Christus, an der Liebe des Vaters.

Es wird, so heißt es, einer langen Schulungsarbeit bedürfen, bis man sich allgemein in diese Erkenntnisse hineingelebt hat. Kardinal Gerlier will den Kongreß nicht als „beendet“ ansehen, sondern als einen grundsätzlichen Anfang. „Wir werden uns in Zukunft stets erinnern, daß vor jeder Aktivität die wesentliche Frage diese ist: Bringt sie die Menschen in lebendige Berührung mit Christus, der Quelle der Liebe? Bringt sie zum Ausdruck oder fördert sie in genügendem Maße das Zeugnis der Liebe?“ Die Liebe ist nie zum Besitz geworden, sie muß ständig neu erobert werden; und sie ist in dieser Welt niemals ohne das Kreuz und ohne Opfer zu finden, ohne ein heftiges, mutiges und unaufhörlich zu erneuerndes Nein gegenüber dem eigenen Egoismus und der eigenen Apathie. Caritas Christi urget nos.

Steuerstreik französischer Katholiken

Mehr als 200 000 französische Katholiken der Diözesen Luçon, Nantes, Angers, Angoulême und Poitiers ver-

sammelten sich am 23. April in Massenkundgebungen um ihre Bischöfe und beschlossen, die Zahlung ihrer Staatssteuern auszusetzen bis die Regierung ihre Forderungen auf finanzielle Unterstützung der katholischen Privatschulen erfüllt.

Die Zukunft der freien Schulen, die im ganzen Lande von 1,8 Millionen Schülern besucht werden, und deren Unterhaltung jährlich 25—27 Milliarden Francs kostet, ist seit langem das aufregendste innenpolitische Problem in den westfranzösischen Départements. Alle Regierungen der jüngsten Vergangenheit, Moch, Mayer und Bidault, hatten die Regelung dieser Frage in ihr Regierungsprogramm aufgenommen, ohne daß etwas geschah. Die Bauern der Vendée haben schon im vergangenen Jahre Andeutungen gemacht, daß sie zur Selbsthilfe schreiten wollen, wenn der Staat ihre Wünsche ignoriert oder die Behandlung dieser Frage ins Endlose verzögert. Nun hat einer ihrer Sprecher erklärt: „Unsere Geduld ist am Ende. Wenn der Staat uns das Geld vorenthält, werden wir das unrige zurückhalten.“

Die Hauptkundgebung am 23. April fand in Gegenwart der Diözesanbischöfe unter Beteiligung von über 100 000 Menschen in der Stadt St. Laurent-sur-Sèvre (Vendée) statt. Abgeordnete des Parlaments waren weder eingeladen worden noch offiziell erschienen. Sehr zahlreich dagegen waren die Bürgermeister und Kommunaldeputierten gekommen. Nachdem die oben erwähnte Resolution gefaßt war, nahm Msgr. Cazaux, der Bischof von Luçon, das Wort und erklärte:

„Die schwerwiegende Entscheidung, die soeben gefaßt worden ist“, scheint den anwesenden Bischöfen „vollständig legitim.“ Gewiß wird die Steuer dem Staat geschuldet. Aber „wenn der Staat Rechte hat, so hat er auch Pflichten, und in diesem Falle ist er den katholischen

Familien gegenüber mindestens ebenso sehr Schuldner wie Gläubiger“. Infolgedessen könnt ihr mit ruhigem Gewissen, „ohne das Sittengesetz zu verletzen, die Zahlung eurer Steuern solange aufschieben, bis euer Schuldner anerkennt, daß er sich seiner Schuld zu entledigen hat“. Es handelt sich nicht um eine „Verweigerung der Zahlung“, es handelt sich um einen einfachen „Aufschub“, und „wir hoffen von ganzem Herzen, daß ihr nicht lange eine Haltung einzunehmen braucht, die für Bürger, welche besorgt sind, treu ihre Pflichten zu erfüllen, schmerzlich ist“. Wie dem auch sei, „in der neuen Aktion, die ihr zur Verteidigung eurer Freiheiten unternimmt, werden eure Bischöfe an eurer Seite stehen“, wie sie im vergangenen Jahre in der Sache der katholischen Schulen nicht gezögert haben, „euch bis vor die Schranken der Gerichte zu begleiten“.

Der unmittelbare Zweck dieser Kundgebung war es, erneut die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit des ganzen Landes auf die Schulfrage zu lenken und eine Situation zu schaffen, die den Staat zu einer Regelung zwingt, durch die der Wille der Elternschaft und darüber hinaus die demokratische Gleichheit aller Bürger respektiert wird. Die Katholiken der Vendée sind der Ansicht, daß die Gerechtigkeit eine finanzielle Gleichstellung der katholischen Privatschulen mit den Staatsschulen fordert. Der Staat habe nicht das Recht, die Steuergelder, welche er für die Förderung der Erziehung auswirft, ohne Berücksichtigung des Elternwillens einseitig den Staatsschulen zuzuwenden.

In der Wochenschrift „La France Catholique“ (28. 4. 1950) knüpft Jean Le Cour Grandmaison, der Führer der katholischen Männerbewegung Frankreichs, an dieses Ereignis, das er „einen geschichtlichen Tag“ nennt, Erörterungen über das Verhältnis von Bürger und Staatsgewalt. Er zitiert den Wortlaut der entscheidenden Stelle in der Resolution: „die Zahlung der Steuern aufzuschieben, solange der Staat diejenigen Familien, die von der gesetzlich verbürgten Freiheit des Unterrichts Gebrauch machen wollen, von der Beteiligung an den öffentlichen Mitteln, die sie genau so wie die übrigen aufbringen, ausschließt“.

Eine solche Entscheidung, sagt er, ist für einen Staat, in dem sie getroffen wurde, von schwerwiegender Bedeutung. Sie ist ein Beweis für den Verlust an Autorität, den dieser Staat erlitten hat. Dieser Verlust ist eine Folge des zeitgenössischen Materialismus, von dem auch die Regierenden befallen sind. Sie haben durch ihr opportunistisches Gebaren das Volk daran gewöhnt, ihren Versprechungen nicht mehr zu glauben und Hilfe nur noch von direkter Aktion zu erwarten. Auch wenn die Anliegen der Bürger gerecht sind, wie in diesem Falle, haben sie keine Hoffnung, beim Staat Gehör zu finden. Man hat den Eindruck, daß Regierung und Parlament nur unter der Drohung der Gewalt und dem Druck direkter Aktion zu Entscheidungen kommen, die dementsprechend nur von der Zweckmäßigkeit bestimmt sind. Auf dem sozialen Gebiete sei dies in der Streikbewegung der letzten Monate mehr als deutlich geworden. Die Demonstration der Vendée sei eine Warnung für die Regierenden, bei der es sich nicht nur um den unmittelbaren Gegenstand, nämlich die freien Schulen, handle, sondern bei der es an der Zeit sei, sich darauf zu besinnen, daß das Versagen des Gerechtigkeitssinnes bei der Staatsgewalt schließlich zur Aufhebung der Ordnung, zur Anarchie und zum Totalitarismus führt.

Wer die angelsächsische katholische Presse verfolgt, ist erstaunt ob der unbefangenen Art, mit der in England und Amerika über die Predigten gesprochen wird. Man macht dort kein Geheimnis aus der selbstverständlichen Tatsache, daß auch die Predigten an der allgemeinen Unvollkommenheit des Menschlichen teilhaben, und Priester wie Laien diskutieren in aller Offenheit, was man tun könnte, um die Sache zu bessern. Der Klerus zeigt durch seine Beteiligung an dieser Diskussion, daß er, um den Ausdruck einer deutschen theologischen Zeitschrift zu gebrauchen, die „engeren Grenzen pastoraler Klugheit“ gegenüber den Laien, die sich für das kirchliche Leben interessieren, nicht so ängstlich zu wahren braucht. Er vertraut nämlich auf ihre Aufrichtigkeit.

Pastorale Klugheit

Im Märzheft von „Orate Fratres“ (24. Jg., Nr. 4), einer Zeitschrift, die sich an Laien wendet und mit kirchlichem Imprimatur erscheint, schreibt Rev. Stephen J. Roche zu diesem Thema: „Wissen Sie, was die Laien den Priestern am meisten zum Vorwurf machen? Es ist das, was sie unsere ‚Klugheit‘ nennen. Bitte! Es ist nur allzu wahr, daß diese sogenannte Klugheit behandelt wird, als wäre sie die kirchliche Tugend par excellence. Wenn einer mit dem Kirchenton, im Kirchenstil und dieser Kirchenmanier spricht, das ist es, was sie im Sinn haben, diese Mischung von Salbung, Zurückhaltung und übertriebener Vorsicht. Das ist unausstehlich (exceptionally odious) und macht uns unseren Leuten verhaßt, die nach Wahrheit, Klarheit und Offenheit verlangen.“

Roche zitiert dann Paul Claudels Urteil: „Es ist selten, daß ein Mensch, der gute Mann, der ißt, trinkt und schläft, der zwei Füße und zwei Beine hat, die ganz fest auf der Mutter Erde stehen, wenn er die Kirche verläßt, geistig erleuchtet hinausgeht, mit neuer Hoffnung, mit dem Gefühl, ein anderer Mensch zu sein, der vom Tod zum Leben geschritten ist.“

Die Feier der Messe

Zu der Unzulänglichkeit (insolvency) des Predigers, fährt Roche fort, gesellt sich die Unzulänglichkeit des Zelebranten. „Es ist sicher: Wenn ein Schauspieler, im Theater oder im Kino, so eine Figur machte wie viele Priester in diesem großen Drama, er würde von der Bühne gepfiffen werden.“ Roche will alles andere als den Klerus herabsetzen. Er möchte nur einmal „unter uns“ feststellen, was man zuweilen für einen Eindruck bekommt. Die Messe ist kein Schauspiel, nichtsdestoweniger ist sie zum Schauen bestimmt. Das vergessen die Priester bisweilen, meint Roche. Sie behandeln ihre Messe zu sehr als einen Akt privater Frömmigkeit. Wären sie sich stets der Tatsache bewußt, daß es sich hier um den legitimen Akt des „sozialen Ehrenerweises gegenüber der Heiligsten Dreifaltigkeit“ handelt, sie würden die aktive Teilnahme des Volkes als Notwendigkeit empfinden.

Selbstverständlich liegt die menschliche Unzulänglichkeit unseres Gottesdienstes nicht allein an den Priestern. Die Unverständlichkeit, mit der weite Kreise des Volkes daran teilnehmen, ist eine der größten Sorgen. Sie ist außerdem ein Stein des Anstoßes für Außenstehende. Christentum ist keine Summe von Sätzen und Regeln; es ist Leben. Nur soweit es Leben ist, zieht es an. Leben in diesem

Zusammenhang bedeutet eine im Gottesdienst lebendige Gemeinde. Man sucht im englischen Sprachgebiet nach immer neuen Mitteln, um dies Leben anzuregen. Eines dieser Mittel sind „liturgische Missionen“, in denen man sich bemüht, die Gesetze pädagogischer Anschaulichkeit zu berücksichtigen. Es wird in der Kirche eine Bühne aufgebaut. Auf ihr vollzieht der Pfarrer mit den Ministranten die heiligen Riten des Opfers und der Sakramente, während der Missionar auf der Kanzel sie erklärt, aber zugleich aus der Erklärung Nutzen zieht, um die erschütternde Sinnhaftigkeit der heiligen Zeichen missionarisch auszuwerten. Man hat keine Furcht, dadurch das Heilige zu profanieren. Selbst eine Beichte wird auf der Bühne in allen Einzelheiten gezeigt, pro forma natürlich. Man zieht bei diesem Wagnis die Konsequenz daraus, daß der moderne Mensch an illustrierte Zeitungen, Film und Radio gewöhnt ist, daß er nur durch eine extrem konkrete Form der Mitteilung getroffen wird und daß er auch die Darstellung intimer und sakraler Vorgänge durchaus nicht mehr als unpassend empfindet. Er ist durch und durch natürlich in seinem Empfinden und versteht es sehr gut, wenn man ihm auch die sakramentale Wirklichkeit ganz plastisch vorführt.

Jedenfalls hat man mit dieser Methode gute Erfahrungen gemacht. Sie schuf auch Fernstehenden einen Zugang zum Geheimnis katholischen Kultes, ohne daß die Ehrfurcht darunter litt. Alles wurde (ein Steckenpferd der Angelsachsen) „readily available“. Die Missionare stellten fest, daß „etwas von der Freude und Gemeinschaftlichkeit dieser Wochen“ für immer hängen blieb.

Die Laien von heute

Man sucht auf alle Art die freudige Aktivität der Laien zu wecken und zu stärken. Ferdinand Valentine OP stellt in derselben Nummer der Zeitschrift „Orate fratres“ fest: Die Generation, die den Krieg durchstanden und dem Tod oft genug ins Auge geschaut hat, spricht nicht mehr auf das religiöse Motiv der Furcht an. Sie ist mit den Methoden der „Bewahrung“ und „Rettung“ nicht mehr zu gewinnen. Folgerichtig hält sie auch wenig von dem Minimalismus, der aus einer solchen Furchtreligiosität zu folgen pflegt. Sie verlangt nach der Übereinstimmung von Religion und Leben. Sie will, daß ihr Gelegenheit gegeben wird, sich des innern Friedens zu erfreuen, der sich aus dieser Harmonie ergibt. Sie will „realization“, Wirklichkeit — Ehrlichkeit, in jeder Beziehung.

Gipfel und dichteste Fülle christlicher „realization“ ist die heilige Messe. Man betrachtet es drüben nicht als Formel, zu sagen: „Wir müssen mitwirken mit Christus, um die Welt zu erlösen und zu restaurieren, indem wir zu Hause, in der Fabrik, im sozialen und politischen Leben die heilige Messe leben.“ Man sucht im Kultus die höhere Form des Lebens, nicht mehr die Sicherung gegen den Tod. Man denkt im Religiösen offensiv. „Die Zahl derer, die in dieser Weise daran teilnehmen, ist im Wachsen. Sie sind geadelt durch ein Gespür für ihre Verantwortung für sich und für andere.“ Das kirchliche Leben in England und in Amerika, wie es sich sowohl in der Presse spiegelt, wie dem Augenschein zeigt, ist ein schöner Beweis dafür, daß die Laien um so williger und vertrauensvoller den Episkopat und den Klerus respektieren, je mehr dieser sie vorbehaltlos als Mitarbeiter und Mitverantwortliche achtet, ihnen die dementsprechende Freiheit

läßt und den ‚Vertrauenseitel‘ „Father“ in jener Kameradschaftlichkeit entgegennimmt, die das Verhältnis zwischen amerikanischen Vätern und ihren Söhnen allgemein auszeichnet.

Eintrittskarten

Auch im Westen unseres Kontinents ist man unermüdlich bestrebt, die „apostolische Technik“, von der ohne Hemmungen gesprochen wird, aufzufrischen. Mitunter handelt es sich dabei um Kleinigkeiten, über die man versucht ist zu lachen, die aber auf unsere Zeitgenossen eine sonderbar anziehende Wirkung ausüben kraft ihrer Anpassung an das, woran „man“ nun einmal gewöhnt ist. Belgische Volksmissionare kamen auf die Idee, zu ihren Volkmissionen Eintrittskarten auszugeben. Vierzehn Tage vor Beginn der Missionen besuchten sie alle Familien und überreichten ihnen ein Heft mit Billetten, deren jedes zum Eintritt in eine bestimmte Missionsveranstaltung berechnete. Das Unglaubliche geschah. Die Veranstaltungen stiegen im Kurs. Die Missionare hatten den Vorteil einer ganz exakten Kontrolle, da alle Eintrittskarten nummeriert und anhand der Kartothek identifizierbar waren, und die Leute kamen und zeigten ihre Karten vor. Jeden Abend wurde die Tagesbilanz gezogen. Die Nichterschienenen wurden besucht, und in Pfarreien aller Art konnten ungewöhnliche Missionsergebnisse erzielt werden. Wie die Statistik in der „Nouvelle Revue théologique“ (März 1950), der diese Geschichte entnommen ist, ausweist, wurden folgende Prozentzahlen erreicht, die als typisch bezeichnet werden:

Charakter der Pfarrei	Seelenzahl	Teilnehmer		Beichten
		an einer Veranstaltung	an fünf od. mehr Veranstaltungen	
Land, weltoffen	6 900	97,6	74,16	95,19
Land, sozialistisch-liberal	1 156	98,31	—	79
Kleinstadt, liberal zentrale Lage	3 595	93,2	75	83,68
bedeutendere Kleinstadt	5 100	85,24	58	67,4
Industriestadt	13 000	75	—	70
Industriezentrum, weltanschaulich bewegt				
1. Pfarrei	—	65,3	32,55	36,34
2. Pfarrei	—	41,50	21,67	26,51
Arbeiterpfarrei				
Bezirk Antwerpen	6 179	68,13	38,29	41
Proletarische Pfarrei bei Antwerpen	6 000	55,4	24,3	41,8
Rand Groß-Brüssel	15 000	33,25	18,62	18
Kommunistenviertel				
Gent	5 400	31,86	14,77	20,25

In einem besonders verlassenen Viertel dieser letzten Pfarrei ließen sich 2 Missionare anschließend nieder. Man schuf zunächst, auch dies war „Technik“, eine eigene Kapellenbaracke. Am ersten Sonntag kamen schon 400 Leute, 25%. Seither wird die Seelsorge als „mission permanente“ aufgefaßt und verläuft bisher sehr ermutigend.

Eritis sicut illi Die evangelische französische Wochenzeitung „Réforme“ (6. 5. 50) berichtet: Dr. Britton, Professor der Physiologie, sagte in einem Vortrag an der Universität von Virginia in USA, wenn man wollte, könnte man schon heute nach wissenschaftlichem Verfahren durch künstliche Befruchtung der großen Anthropoiden mit menschlichem Sperma eine Bastardrasse züchten, deren Exemplare das Problem der Handarbeit lösen würden.

Ökumenische Nachrichten

Die Friedenssynode Die zweite Generalsynode der „Evangelischen Kirche in Deutschland“, die vom 23.—27. April 1950 in Berlin-Weißensee (Ostsektor) tagte, hat das Friedenthema fortgeführt, das ihre Verfassungegebende Versammlung im Juli 1948 in Eisenach aufgenommen hatte (vgl. Herder-Korrespondenz 2. Jg., H. 11, S. 518). Damals war die allgemeine Lage nicht weniger ernst. Die sehr entschiedene, von Präsident Niemöller geführte Gruppe der „Bekennenden Kirche“ hatte aber vergeblich versucht, eine kirchlich und christlich begründete Absage an den Krieg, besonders an die Beteiligung Deutscher, über einen moralischen Appell hinaus zu praktischen Verurteilungen zu führen und damit auf die Verhandlungen der bald darauf in Amsterdam zusammentretenden Weltkirchenkonferenz einzuwirken. In Berlin dagegen wurde ein Schritt vorwärts getan. Auch diesmal stand die Synode in einer ökumenischen Planung. Die Arbeit der ständigen 4. Kommission des Ökumenischen Rates „für internationale Angelegenheiten“ hatte sich in den letzten Jahren weiter mit der Möglichkeit einer Beseitigung der Atomwaffen beschäftigt und vor allem die Frage studiert, wie die vereinigten Kirchen durch eine gemeinsame und einhellige Botschaft vom Rechte Gottes dem politischen Souveränitätswahn der Mächte entgegenzutreten könnten.

Es läßt auf eine überlegte Planung schließen, daß das Thema der Berliner Synode, „Was kann die Kirche für den Frieden tun?“, unmittelbar danach durch eine amerikanische Kirchenkonferenz erörtert wurde, die vom 8.—11. Mai in Detroit tagte. Aus einer Vorlage von Professor Walter M. Horton, Ohio, die in „Christian Century“ am 12. April abgedruckt war — „Krieg kann man vermeiden“ — geht hervor, daß die Tendenz der vom Bischof von Chichester geführten ökumenischen Gruppe darauf gerichtet ist, Methoden eines gewaltlosen Kampfes der Christen gegen den Krieg zu vereinbaren, wobei auf das Vorbild eines großen Nicht-Christen, nämlich des Mahatma Gandhi, hingewiesen wird, um daran zu zeigen, daß derartige Methoden wirksam sind. Bis zur Stunde liegen die Ergebnisse der Tagung von Detroit nicht vor, aber der Zusammenhang, in welchem die Botschaft der Berliner Synode zu verstehen sein wird, ist offenkundig.

Kulturkampf in der Ostzone

Wohl davon zu unterscheiden ist ein zweites Thema, das der Synode von der akuten Spannung in der Ostzone auferlegt wurde und dessen Behandlung nicht ohne Rückwirkung auf die Gesamtlage geblieben ist. Diese Frage hat die Synode zusammengehalten. Schon lange vor ihrer Eröffnung hatte Bischof Dibelius mit der SED-Regierung in Verhandlung gestanden, wie der kulturpolitische Kurs